

Heber das Leben in der kaiserlichen Familie erfahren wir durch einen Artikel in der „Illustrated London News“ Einzelheiten, welche manchen Leser interessieren dürften. Die Mittheilungen tragen durchaus das Gepräge der Wahrheit an sich, denn in ihnen des Dichters durch die englische Presse allerhand Antiquitäten am hellsten Tage in die Öffentlichkeit gelangt sind, jedoch kein feines Antlitz nehmen, sie zum Theil hier wiederzugeben. Die Kaiserin führt mit großem Eifer ein Journal über die Erlebnisse ihrer Kinder. Selbst ihr Gemahl und ihre Schwestern erhalten in diese Aufzeichnungen keinen Einblick, doch erzählt die Kaiserin oft in kleinen Kreise die Beobachtungen, die sie an den Prinzen gemacht hat. Vom Kronprinzen sind des Dichters gedankvolle Bemerkungen zu berichten, die vielfach auf die Studien des Prinzen Bezug haben, vom Prinzen Eitel Fritz allerdings seltsame und dröselige Einfälle. Die Kaiserin verzeichnet in diesem Journal getreu die Entwicklung der Charaktere und der Neigungen ihrer Kinder. Kaiser Wilhelm ist allen seinen Kindern gleich zugehen, doch wendet er besonders der Erziehung des Kronprinzen seine Aufmerksamkeit zu. Von Kindheit an hat er demselben die Größe seines künftigen Berufs fest einzuprägen gesucht und selten vergeht in den Zeiten, wo die kaiserliche Familie beisammen ist, ein Tag, an dem der Kaiser sich nicht eine volle Stunde mit dem Kronprinzen beschäftigt. Dadurch ist der Prinz denn auch über seine Jahre erwacht und nachdenklich. Er besitzt großen Einfluß auf seine Brüder und jetzt schon eine gewisse Charakterstärke. In seinen Studien ist er dem nur um 1 Jahr jüngeren Prinzen Eitel Fritz so sehr voran, daß es unmöglich war, den gemeinsamen Unterricht beider fortzusetzen. Körperlich hat sich der Kronprinz, der früher etwas zart war, sehr gefestigt. Prinz Eitel Fritz ist seinen älteren Brüdern sehr zugehen, doch könnten die Charaktere beider kaum verchiedener sein. Wohl fügt sich auch Prinz Eitel Fritz gehörig der für die Erziehung der Prinzen festgelegten Disziplin, am liebsten jedoch ist er auf dem Spielplatz, wo sein in Bezug auf neue originelle Amüsamente für sich und seine Brüder erfindungsreiches Naturell sich am meisten geben lassen kann. Oft allerdings finden seine Ideen ihre Grenze an der Unmöglichkeit ihrer Ausführung. „Eitel“ bedarf der Anortlichkeit des Vaters und der Mutter, um ihn in Ordnung zu halten. Vielfeicht das größte Vergnügen gewährt den Prinzen die Reitschule, welche vom Major von Sollenborn tüchtig abgehalten wird, bei schönem Wetter in der Reitbahn, bei gutem Wetter im Park. Der Kronprinz hat einen guten Sitz und zeigt viel Courage. Große Freude macht auch der Besuch der Ställe, wo die Kunitz mit Zwieback oder Zucker gefüttert werden. Auch getrunn wird sehr gern, und fast täglich wird der Mutter mit großem Stolz von neuen Fortschritten auf diesem Gebiete berichtet. Die Kaiserin hofft, daß alle ihre Kinder in der Musik etwas Tüchtiges leisten werden. Die drei ältesten Prinzen haben bereits musikalischen Unterricht bei einer aus Schleswig-Holstein gebürtigen Dame, Fräulein Grevé. Daß von der Vergabung der kaiserlichen Eltern für das Zeichen etwas auf die Kinder übergegangen sein möge, ist gleichfalls der lebhaftest Wunsch der erlernen, und es ist auch der Weichenunterricht früh in den Lehrplan aufgenommen worden. Auch die Schulfunkunst, in der besonders der in Sandarbeiten sehr geschickte Prinz Eitel Fritz sich auszeichnet, wird betrieben. Von der kleinen Prinzessin Victoria Louise wird gesagt, daß sie ein sehr schönes Kind sei; sie ist größer und kräftiger, als alle ihre Brüder in demselben Alter waren. Schließend mögen die Worte hier Platz finden, mit denen der Schwieger des kaiserlichen Erbprinzen die Mittheilungen einleitet: Eine der glücklichsten Stunden haben in Deutschen Netze ist die, welche der deutschen Kaiserin untersteht!

Alkohol im Meiswein. Im San Uffizio zu Rom hatte man sich jüngst mit einer merkwürdigen Frage zu beschäftigen, von dem Grad des Alkohols in dem bei der Messe gebrauchten Wein heraus. Die wichtige Frage wurde von dem Bischof von Taragona in Spanien angesetzt. Um zu begreifen, um was es sich handelt, muß man wissen, daß eine Bestimmung existirt, nach welcher es gestattet ist, dem Meiswein behufs besserer Konservierung Spiritus hinzuzusetzen, aber nur unter folgenden Bedingungen: daß es Weinspirit sei, daß der Wein nicht mehr als 12 Grad Alkohol enthalte, und daß die Mischung vorgenommen werde, so lange der Wein noch jung ist. Eine andere Bestimmung des heiligen Stuhles giebt den Bischöfen kund, daß von beiden Spiriten, die man anwendet, um den Wein zu konserviren, und die in dem Zubeh von Alkohol oder in der Erzeugung des Weines bis auf 65 Grad, das letztere vorzuziehen ist. Nun erklärte der Bischof von Taragona, daß der spanische Meiswein schon von Natur mehr als 12 Grad Alkohol enthalte, und fragte infolgedessen an, ob man dem so beiförmigen Weine behufs besserer Erhaltung noch mehr Alkohol hinzusetzen könne. Auf diese Frage hat die heilige Kongregation in vernehmenden Sinne geantwortet mit der Begründung, daß ein Zubeh von Alkohol zu

Weinen, die mehr als 12 Grad haben, nicht gestattet werden können, da die Mengeine dadurch „allzu betäubend“ werden würden.

Ein Gannerfrech. Vor einigen Tagen wurde in dem Hause des Monignore Augusto Mancini in Rom eingebrochen. Die Diebe machten in dem Wohnzimmer und im Studierzimmer des Vriesters eine hübsche Beute, überließen aber in allem Gütlich einen 500-Lirestein, der in einer Schablone des Schreibstuhles an dembahr gewesen war. In ihren Berichten über den Diebstahl hoben die Blätter die Einzelheit besonders hervor. Am Sonntag fand sich bei Monignore Mancini ein Herr ein, der sich als ein Geheimes vorstellte und eine entsprechende Legitimation forderte. Er theilte dem Vriester mit, daß die Polizei den Eindringern auf der Spur sei. Einer ihrer Helfershelfer besahe sich bereits in Nummer Eicher und habe gefunden. Monignore Mancini war über diese Mittheilung begreulichstherweise sehr erfreut. „Der Verbrechere“, so fuhr der Geheimpolizist fort, „beobachtet, daß die Eindringere auch mit einer Hande von Banknotenfüßleren in Verbindung hängen. Welche Menschen!“ „Sinnlichlich dieses Raufes sind nun noch weitere Erhebungen erforderlich. Der Verbrechere verkündet nämlich, daß die Diebe auch Ihren 500-Lirestein, Monignore, mit gelassen hätten. Um ihn aber ausgeben zu können, ehe Alarm geschlagen würde, hätten sie ihn durch einen falschen Schein ersetzt.“ „An Gotteswillen“, rief der Vriester erschrocken aus, „was sagen Sie da?“ und er holte eilig die verhängnisvolle Notante herbei. „In der That“, legte der Volkst, nachdem er er sie geprüft hatte, „der Schein legte mir verdächtig. Das Papier greift sich so eigenartig an.“ „Nun, möglich! Unmöglich!“ „Ich bitte Sie bringen, Monignore, den Schein nicht auszugeben. Sie würden dadurch eine sehr schwere Verantwortung auf sich nehmen.“ „Was soll ich über thun?“ „Am besten wäre es vielleicht, Sie schieden den Schein auf die Präfectur. Dort ließe sich jugleich feststellen, ob der Schein echt oder falsch ist. Schicken Sie Ihre Köchin mit mir, und in einer halben Stunde ist die Sache erledigt.“ So geschah es. Monignore Mancini handigte den verdächtigen Schein dem Geheimpolizisten ein und wartete dann angstvoll auf die Rückkehr der Köchin. Nach einer Stunde erfuhr sie endlich, ob die 500-Lirestein. Der Geheimpolizist war ihr im Gemüth der Via Nazionale plötzlich von der Seite verschwunden und sie hatte ihn nicht wieder finden können. Heute erfuhr Monignore, obgleich es Heipzeit war, selbst zur Präfectur. Hier wußte man von der ganzen Gelegenheit nicht das Geringste, und der gute Monignore kam zu der Erkenntnis, daß er das Opfer eines abgesehenen Schwindlers geworden sei, wahrscheinlich eines der Diebe, die bei ihrem nächsten Besuche in seinem Hause so unachtsam gewesen waren, den 500-Lire-Schein liegen zu lassen und nur das Besäumte nachholen wollte.

Eine geschmackvolle Bezeichnung hat sich in Berlin ein kleines Wochenblatt beigelegt. Es nennt sich „Etrablatt für Verbrechen und Unglücksfälle“ und verpricht in neuer Abonnements-Einladung „Berichtsverhandlungen von und fern, sonie Worb und Unglücksfälle“. Das kann anmuthig werden!

Ueberwunden. A.: Dem hingenden Orpheus nachten Bäume, Thiere und sogar Steine.“ B.: „Das will nicht sagen; wenn unsere Nachbarin jung, folgen den Steinen sogar Feintheilchen.“

In verschiedenen Richten gesehen. Bestimmt und Dotti m ist gleichzeitig das gebracht Glas Bier aus Licht haltend. Bestimm: „Nun ja, ich habe natürlich wieder das we n i g i e Bier!“ — Optimal: „Da, jetzt her! Wer hat die größte Blume?“ Ja!

Nach dem Kommerz. Hauswirthin (zum Studious, der noch um vier Uhr nachmittags im Beise liegt): „Was soll ich Ihnen denn jetzt bringen?“ „Schnitzholz, 's Mittag- oder 's Abendessen!“

Ein Wüldesgegründ. Richter: „Also Sie haben dem Gubertbauer ein Bierglas an den Kopf geworfen?“ „Angeklagter: „Ja, aber es hat schon einen Sprung gehabt!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

• Beschreibung des Arabees und Stahlbades Stbt (Weherland, Nohberg). Auch in diesem Jahre ist der wohlbekannte Führer in einer den Bedürfnissen des Bodagates recht entsprechenden Form zusammengestellt; er enthält in den einzelnen Kapiteln Topographie, Klima der Zuei, Kurmittel, Heilanzeigen, Frequenz der Bäder, Heilgelegenheit, Kurzeit und Kurfolge, Badeordnung usw. Durch die Zugängung zweier Karten, einer Reisekarte, einer Karte der Zuei und eines Stationsplanes von Weherland ist eine besonders werthvolle Bereicherung geschaffen, die alle Fremde der Seebäder beifällig begrüßen werden.

Unterhaltungsblatt der Saale-Beitung.

Nr. 129. Saale a. d. S., Montag den 5. Juni 1893.

Der Herr im Hause.

Humoristischer Roman von Heinrich Volkart Schumacher.

141

... Sie hatte ihn sehr lieb gehabt, des Freiherrn Serenias von Rohnsdorff und Höhenbüch einzig Kind Mechtildis, den schmucken Sohn ihres Haushofmeisters, den hochgeliebten Doktor beider Rechte, Herrn Rodus Theodoris Ludnovius. Und wie sehr auch die Väter dagegen, sie hatte es doch durchzusehen gewußt mit ihren lachenden Schmelzaugen und ihren schmeichlerisch streichelnden Händen, daß besagter Doktor beider Rechte ihr leblich Ehegemahl wurde. Das Geschlecht der Rohnsdorffs hatte damals nur auf jenen zwei Schmelzaugen gehandelt, und da Herr Serenias keine Lust hatte und auch wohl zu alt war, um ohne Spott und Schaben an seiner Namensere ein zweites Gemahl in das Schloß seiner Väter zu führen, da ferner Jungfrau Mechtildis droht hatte, anderntals ins Kloster gehen zu wollen, so daß dann die Rohnsdorffs ihren Güter und Regenschäften in die Hände der bei dem Freiherrn ohnedies nicht gerade übermäßig beliebten Kleriker gekommen wären, so hatte er schließlich nolens volens nachgeben müssen, und es bei des Kaisers Majestät erlangt, daß besagter Rodus Theodoris, sein gelahrter Ehem, mit dem Grundlichen Höhenbüch begabt wurde und außerdem das Recht erhielt, Namen und Wappen derer von Rohnsdorff zu führen. Und der Freiherr Vater hatte es auch nie zu bereuen gehabt, so lange er lebe, und das waren noch zwei Jahre, daß er seinem Töchterlein zu Willen gewesen. Demnach nach Jahresfrist hatten Ehen und Gänge wiederholl von lustigen Gelehrten eines neugeborenen Stammvaters. Zufrieden hatte dann Serenias von Rohnsdorff seinen Geist in die Hände des großen Freiherrn der himmlischen Heerführern zurückgegeben. Und es war gut; denn so sah er nicht den Jammer seines Ehemans, da vier Wochen später jene grimmige Pest, die anno dazumal ganz Europa und Asien heimlichte, Frau Mechtildis und ihr Knaben an einem und demselben Tage hinraffte. Mit ihr starb das unverfälschte, edle Blut der Rohnsdorffs aus; denn nach fünf Jahren der Trauer nahm Rodus Theodoris von Rohnsdorff und Höhenbüch zwar ein ander Ehegeschlecht, aber er selbst war doch nicht dem ebenen Stamme entiproffen, und sein zweites Weib war ebenfalls eine aus bürgerlicher Herkunft, war seines Bruders Josias Ludnovius leiblich Kind. Also kam durch Gottes wunderbaren Beschluß Name, Schloß und Herrschaft derer von Rohnsdorff und Höhenbüch in die Hände der Ludnovis, die in der Vorzeit Diener des Geschlechts gewesen waren, und deren füngerer Zweig auch darin verharrt ist bis auf den heutigen Tag.

Nicht einmal, nein, zwei, dreimal hatte der Freiherr den Bassus gelesen, und nun ließ er den Postkanten zu Boden fallen, daß der Saal von dem starken Geräusch widerhallte. Und dabei fiel sein Blick auf die letzte Seite, auf welcher mit Hand, spitzen, freien Buchstaben die Worte geschrieben standen:

„Ich, Freiherr Rodus von Rohnsdorff und Höhenbüch, der Biergebite meines Namens, habe dieses Buch hinter dem Bildniß jener zweiten, unbekanntlichen Stammutter meines Geschlechts verborgen, auf daß niemand die Ehre meines Geschlechts erfare. Und ich würde es wohl gänzlich ausgeben haben, wenn mir mein Vater auf seinem Sterbebette nicht einen heiligen Schwur abgenommen hätte, es zu bewahren. Du aber, der Du es findest, bist Du ein Rohnsdorff, so leg es an einen Ort zurück und begrabe die Schmach in Deiner Brust, bist Du ein Fremder, so verbrenne es!“

Der Freiherr aber, obwohl ein Rohnsdorff, folgte der Vorschrift nicht, sondern trug die kostbare Gromt seines Geschlechts beutuhalt in sein Zimmer, wo er sie sorglich in sein Bult einschloß. Und seltsamerweise lächelte er dabei, fast glücklich, und in der folgenden Nacht schlief er zum ersten male ruhig und fest. Es war, als habe sich ein böjer Alp von seiner Brust gewälzt.

Als Herr von Engstrandt später bei ihn eintrat, um seine gewöhnliche Partie Schachschachzig mit ihm zu spielen, sprach Rodus, Freiherr von Rohnsdorff, im Schlaf und ein schöner Traum mußte ihn wohl heimgejucht haben; denn seine Worte klangen fast triumphirend.

„Haha, Rohnsdorffs! Es giebt keine Rohnsdorffs mehr, es hat schon lange keine mehr gegeben. Alles Ludnovis! Bon A bis Z! Ludnovis — Menschen! Wir alle sind Menschen! Menschen, nur Menschen!“

„Das sieht ihm ähnlich, dem guten Rodus,“ murmelte Konstantin von Engstrandt, auf den Fußspitzen wieder hinausschleichend. „Bon so etwas zu träumen! Alte Geschichten! Schon in der Schule gelernt!“

16. Kapitel.

Am folgenden Morgen, den des Montags, fuhr der Freiherr in die Stadt und fandte eine lange, unfallschwere Depesche an einen gewissen Herrn Raban Krebs von Auntesberge, infolge deren dieser daran verpöjefte, jemals eine „Dattin zu bekommen, die inslande wäre, alle Berühmtheiten der Saison, die Abgeordneten, die Künstler und die Gelehrten zu empfangen, Gesellschaften zu geben, Brillanten zu tragen und ins Theater zu gehen.“

Er tröstete sich jedoch darüber, daß Fräulein Litta von Rohnsdorff ihm „zu unbedeutend“ gewesen war, indem er eine zweite Partie mit „die Erde unternahm, diesmal jedoch den entgegengekehrten Weg Berlin—London—New-York einschlug. Nach Jahren führte ihn der Zufall in Berlin in eine Soiree des Ministerialrats Walbed vom Eisenbahnministerium. Und die Gemahlin dieses Beamten fragte ihn neidend, wo er denn dieses mit triumphirend erwiderte er da:

„Nunmer noch in Auntesberde, dnäbide Frau!“

In jenem Montage unternahm der Freiherr jedoch noch einen zweiten Gang, infolgedessen sich nachmittags mehrere Gerichtsbeamte auf Höhenbüch einfanden und ein umfangreiches Register aufstellten, welches man im Geschäftsbecker „Inventarium zur Subskation“ zu nennen pflegte. Herr von Rohnsdorff half eilig mit und seine Laune schien so selbstam gutartig, daß er Baumeister Walbed, der erschrocken herbeigeeilt war, sogar selbst aufforderte, der weinenden Litta Trost einzusprechen, eine Abwesenheit, die dieser so vortreflich ausführte, daß Litta ihrem Vater vor sämmtlichen fremden Menschen um den Hals fiel und ihn tüchtig abließ.

Von diesem Augenblicke wichen die beiden jungen Leute nicht mehr von der Seite des alten Herrn und wenn je einmal bei dem fauren Gespräche eine Wolke sich auf dessen Stirn lagern wollte, so verstand sie doch gleich wieder spurlos vor dem warnten, leuchtenden Sonnenbild, der aus Litta's Augen strahlte.

„Und der Ravillon dort,“ fragte einer der Beamten endlich, nachdem sonst alles geübt und registriert war, „enthält er vielleicht Wübel oder bergleiden?“

Litta lächelte.

„Nur eine Hängematte!“

„Richtig, ja!“ rief der Freiherr. „Engstrandt hatte ich völlig vergessen!“

Es war gegen sechs Uhr und Konstantin von Engstrandt schiel selbstverächtlich nach. Bis ihn die fremde Stimme des Beamten weckte.

„Was ist?“ fuhr er schlaftrunken empor und griff mit beiden Händen nach der alten, gestiffen Reisekiste, die auf seinem Leibe ruhte. „Ah, Rodus, du!“

„Es thut mir leid, Konstantin, dich stören zu müssen!“ entgegnete Herr von Rohnsdorff. „Aber diese Herren sind ver-

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Gering in Halle.

Druck und Verlag von Otto Schmidt in Halle a. d. S.



pflichtet, das Inventar hier aufzunehmen. Ich habe nämlich meinen Konturs angemeldet."

"Der Indier riß seine Augen weit auf und war mit einem Sage auf ebenem Boden."

"Du? Konturs?" rief er. "Ja, aber Konturs, warum...?"

"Der Freier zog ihn ein wenig zur Seite."

"Sie nur umbejagt, lieber Herr!" tröstete er. "Hoffentlich wird noch so viel herauskommen, daß du deinen Stab nicht weiterziehen brauchst!"

"Engstrand's Gesicht erglänzte von einer tiefen, inneren Freude."

"Ganz mein guter, alter Konturs!" flammelte er gerührt. "In jeder Beziehung! Käst mich da wochenlang im ganzen Lande umherstreifen nach einer Hypothek, die ich suchte, und..."

"Der von Rodnsdoff starrte ihn verblüfft an."

"Sagt ich dir denn nicht gleich, daß ich selbst kein Geld zum Verleihen habe?"

"Selbst du auch nicht!" unterbrach ihn Engstrand. "Daß mich nur dieses eine mal ausreden, Rodns, sonst laufen wir doch noch jahrelang um einander herum, ohne eine bloße Abnung von einander zu haben. Ja, sagte ich, daß du mich im Lande hast umherstreifen lassen, nach einer Hypothek, nicht wahr?"

"Nach einer Hypothek auf dein Gut in Indien, ja!"

"Nein! Nach einer Hypothek, in der ich mein Geld sicher anlegen will! — Ja, ja, kann ich mir an! Der glaubst du mir nicht? Dann sieh mal her, Brüberz!"

Er öffnete die alte gestickte Mantelkiste und zog aus derselben zwischen allerlei Westen, getrockneten Pflanzen und Perlenfragen ein Paket von Papieren hervor. — Englische Bank! Deutsche Disconto-Gesellschaft! Britisch-Indische Compagnie und so weiter! — Nein, meine Herren, hören Sie auf! Wehren Sie nichts mehr! Rodns wird uns zu einer flüchtigen Selt einladen. Denn so lange Konstantin von Engstrand lebt, giebt's auf Höhenbüchel weder Konturs noch Substantion, und nach Konstantin von Engstrand's Tode erst recht nicht!"

Mittags aß der Freiherr soviel, wie nichts, obwohl Lette eines feiner Lebergerichte geschloß hatte.

"Ist es nicht nach deinem Geschmack, Papa?" fragte sie besorgt. "Ich hoffte doch gerade..."

"Ausgezeichnet!" erwiderte er schnell und ein wenig verlegen. "Mama hätte es nicht besser machen können!"

Sie führte eilig ein paar Bissen zum Munde, gleich darauf jedoch, als sich ein lebhaftes Gespräch zwischen den übrigen, Baumeister Waldeck, Lette und Engstrand — in der Erregung des Tages hatte dieser seinen Schlaf vergessen — entspann, versank er wieder in sein früheres Sinnen.

Nach dem Essen trieb er alle aus dem Hause, mit unverkennbarer Hast.

"Du müßt dir doch das Ding ansehen," sagte er zu Engstrand, "für welches du deine indischen Schätze hingeben willst. Bitte wird dich begleiten und dir alles zeigen."

"Und du, Papa?"

"Entschuldigt mich, bitte! Ich habe noch einiges von Wichtigkeit zu erledigen!" — Sein Bild wandte sich unwillkürlich zu dem Fenster, durch welches man die Mühle sehen konnte. — "Und Sie, Waldeck, wenn Sie sich anschließen wollen... Sie werden freilich Höhenbüchel schon durch Ihre Feldarbeiten kennen, und so ist es vielleicht ein wenig zurück verlangt, bei der Dike..."

Es war jedoch keineswegs zuviel verlangt von — nicht von

Herrn Baumeister Waldeck, sondern von — "Waldeck" schlechthin.

"Bitte lächelte spöttelnd. "Es ist nur die Frage, ob wir uns die Begleitung dieses Herrn so gütigwillig gefallen lassen! Was mich wenigstens anbetrifft, so bin ich viel zu sehr verliebt in Dantelchen Konstantin, als daß ich..."

Auch Gerhard lachte. "Um so nöthiger ist es, daß ich mitgehe!" fiel er ein. "Als Duenna!"

"Als Duenna? Gut denn! Hier mein Regenmantel, hier mein Schwert, hier meine Handglocke, hier auch der Kober mit dem Besper — wir werden's auf Grafenstein einnehmen! Dantelchen, gib ihr auch deinen Ueberzieher, dieser herrlichen Duenna!"

Als sie vor der Mühle vorüberkamen, ging Sojias Rudnow gerade über den Hof. Bei seinem Anblicke riß Lette sich von Engstrand's Arme los und säurte geradenwegs auf den alten Müller zu.

"Sag mal, Herr Sojias," rief sie schelmisch, indem sie ihn am Zipfel seines Rockes festhielt, "wie ist's, was rauchst du eigentlich für eine Sorte Cigarren?"

Sie dachte heute jedermann. Sie hatte das Gefühl, als gehöre heute alles zur Familie. Alles Rodnsdorff's!

Sojias sah sie ein wenig erstaunt an. "Jedenfalls keine zu fünfzig Fremigen das Stück!" brummte er.

"Das ist auch nicht unbedingt nöthig! Wenn sie nur halbwegs passabel sind. Und deinen Rothspohn trinkst du doch auch noch?"

"Guten Osterpaier!"

"Osterpaier? Um Gotteswillen! Es wird ihm sauer werden, sehr sauer!"

"Was? Wem?"

Sie richtete in sich hinein und rief sich ausgelassen die Handflächen.

"Aber schön wird's doch werden, Sojias, himmlisch schön! Meinst du nicht auch, alter Brummbar?"

Sie wollte eilig den Hof verlassen. Diesmal war's jedoch Sojias, der festhielt.

"Wenn du mir nicht sofort sagst, du wilde Hummel, wo, was, warum, wie, so, —"

Sie bog sich in seinem Arm zurück und sagte behutsam mit Daunen und Zehnjäger sein Ohrfläppchen.

"Es hat nämlich einer etwas vor!" rief sie ihm ins Ohr. "Von größter Wichtigkeit! Darum frage ich nach deinem Rothspohn und deinen Cigarren. Wenn mich nicht alles täuscht, so wirst du heute noch Besuch erhalten, Herr Sojias. Von dem da drüben!"

Man ließ er sie los. Und starrte der Entschleudenden verblüfft nach.

"Der da drüben?" murmelte er. "Besuch? In mir? Dann... — ein heller Schein flog über sein Gesicht — "das wäre... Himmel-Herrgott-Stern-Anis! Dann — ja, dann..."

Dann ging er langsam und kopfschüttelnd ins Haus, in sein Wohnzimmer, direkt vor den Spiegel über dem Sopha.

"Hm" schaute er hinein und fröhlich sich prüfend über das Kinn. "Wit dem Nasiren geht's noch. Ob aber der Frack..."

Und dem alten Großvaters Frack fehlte nur ein einziger Knopf. Aber der war bald angehängt. (Fortf. folgt.)

Christiane Taide.

Novelle von W. Behme.

Aber als er dann dabem ist bei den Eltern, in den beschrankten Räumen, da schwinden jählings die Illusionen, die er sich vom Wiedersehen machte; es liegt wohl daran, daß er sich zu weit an den Gedanken gebängt hatte, Christiane hier anzutreffen; und daß sie ausgeblieben ist, trifft ihn sehr hart. Es ist jedoch so seine Art, das mit sich allein abzumachen, und er giebt sich heiter und zufrieden und fragt während des Essens mit einander Worte nach ihr.

Dann — viel später — als sie alle drei bei einander sitzen und er von seinem Leben erzählt, muß, steht er mit einem male auf von seinem Blase, wie um ans Fenster zu treten.

"Was macht Christiane Taide?" fragt er so uninteressiert, daß

die beiden Alten zusammentreten. Die Stille darauf ist beklammend für alle drei.

Der Vater geht leise aus der Stube; er ist zu weidherzig, um darauf die Antwort geben zu können, aber er entschuldigt vor sich seine Feigheit, indem er sich sagt, eine Frau habe eine weiche, weniger rauhe Art, ein besseres Trösten dafür als ein Mann.

Die Alte sieht ihm sehr hilflos nach und schweigt noch immer; sie hat ihre Stridener vor sich auf einen Wucherkrumpf gelegt und herricht und ordnet beides, als hinge Leben und Sterben davon ab.

"Was macht Christiane Taide, Mutter?"

Sie hört an seiner Stimme, daß Klaus sich abgewandt hat vom Fenster und in die Stube hinein spricht.

Da blickt sie auf und erschrökt heftig vor seinem esenden, abgemagerten Aussehen, vor seinem verzweifelten Blicke. Es ist, als bemerke sie jetzt erst die tiefen Einwirkungen, die Folgen anstrengender Geschäftarbeit, und die von durchwachten Nächten roth umrandeten Augen in seinem sehr gealterten Gesicht.

"Klaus hat's, Mutter, sie ist — verheiratet?"

Seine Stimme ist ganz ruhig und kalt.

Die alte Frau ist zu ihm getreten. "Mein armer, armer Junge!" sagt sie leise als einzige Antwort, und breitet unaufrichtig seine Wangen, seine kalten Hände, und ihre Augen füllen sich bis zum Rande mit brennenden, bitteren Tränen.

"Umsonst — alles, alles — umsonst — und dabei reißt sich Klaus von ihr los."

Es ist eine schlimme Nacht für die Alte. Die Mutter berzert sich vor Sorgen, wie er's trägt, und schleicht sich immer wieder an seine Thür, erleichtert aufatmend, wenn sie ein Lebenszeichen von drinnen herabört.

Klaus überwallt die Trostlosigkeit seiner Lebensansichten bis zur Schwäche, als er allein ist. Er sagt sich mit bitteren Worten an, Christianten's Geduld und Liebe auf eine so harte Probe gestellt zu haben; die konnte nur ein sehr hartes, ruhiges, vertanendes Frauenherz bestehen; aber nicht Christianten's schonender Charakter, ihre leicht erregbare Phantasie.

Es müßte ja so kommen; nur hatte ihm sein Vorwärtsdrängen nach dem weiten Blicke nicht Zeit gelassen, daran zu denken; und kamen einmal Stunden, in denen er lieben Erinnerungen nachging, in denen er seines Mädchens in der Heimath gedachte, dann baute er in kindlichem Vertrauen auf dessen Treue, wie auf die seine.

Christiane soll in ihrer Ehe nicht glücklich leben, sagte ihm die Mutter am Abend; daraus deutet er jetzt, und er klammert sich an demselben Gedanken fest, bis er endlich die Meinung der andern Menschen.

Ich will sie wiedersehen und sie selbst fragen, und sie allein soll es mir sagen, wie's kam, daß sie unter Glück so leidenschaftlich dahingab; nur von ihren Lippen, unentstellt, will ich's hören," sagt er sich endlich, und dieser feste Voratz bringt ihm etwas Ruhe nach langen, qualvollen Stunden — als sich der erste Morgenstimmer über die stillen Straßen legt.

Am andern Tage, als Christiane bei den Eltern ist, erfährt sie's, daß Klaus heimlich; sie sieht, wie so oft, neben ihrem Vater an seinem Fensterhügel, als es ihr gelüßt wird.

Sie ist dabei ganz weß geworden im Gesicht und zittert, als solle sie in der nächsten Minute zusammenbrechen.

Sie geht heute viel zettiger fort, als sonst; aber sie geht nicht nur bis hinüber in ihr Haus. Bei den Eltern, wo sich die Erinnerungen an den Heimgekehrten so unmittelbar ihr aufdrängen, litt es sie nicht, aber eben so sehr fürchtet sie das, was ihr jetzt heimlich ist, und so läuft sie plan- und zwecklos in den Straßen umher.

Es ist ein warmer Maiabend und ihre Wangen haben sich durch's rasche Tempo ihres Ganges, oder durch die Aufregung ihres Bergens heiß geröthet; so sieht sie schlüßend aus, als seit langer Zeit, nur nicht der lebende Ausdruck ihres Gesichtes im eigentümlichen Widerspruch zu den trüben Farben.

Sie weiß es nicht, daß ihr jetzt durch eine ungeschickte gewisse Entfernung in unaufrichtiger Weise ein Mann folgt von großer, schlanker Figur, dessen Alter man aber nicht bestimmen kann. Sein Gang ist, trotz einer gewissen Nachlässigkeit, elastisch; das blaße, faltige Gesicht mit dem starken, dunkelblonden Schnurrbart und den eingeklinkten, finstern bildenden Augen jedoch sieht nicht mehr jung aus; es liegt etwas Vertrautes, Mutvolles im Ausdruck.

Der Witz des Mannes veranlaßt sich tief und schnell in die nie immer kindliche, unvollendete Reife der jungen Frauengestalt; sie muß sich wenig verändert haben, seit er von ihr getrennt war, das sieht er an den schünen, furchtamen Bewegungen beim Gehen; die hatte sie schon als Kind und halberwachsenen Mädchen.

Einmal, als sie halb ihren Kopf wendet, sieht er von der Seite

ihre erblühten Gesichtszüge; gerade so hat es sich unmerklich in sein Gedächtnis eingepreßt, damals — an dem Abend, als er sie geschlagen hatte, und als er zum ersten mal fühlte, daß er zu ihr und sie zu ihm gehöre.

Später, als Klaus von einem Bekannten angesprochen wird, verliert er sie aus den Augen.

Am andern Tage geht er gar nicht aus dem Hause, aus Furcht, ihr wieder zu begegnen, und er vertraut sich selbst nicht, daß er ein zweites mal so standhaft anhalten könnte; und auf der Straße, unter allen den neugierigen, müßigen Menschen, will er — kann er nicht mit ihr reden.

Denn er trägt es's nicht länger —

Es ist an einem Nachmittage, als er zu ihr kommt. Sie hat ihm selbst die Thür geöffnet, und keines weicht einen Schritt zurück; nur ganz still stehen sie sich beide zueinander gegenüber. Dann stürzen sie sich mit einem erschütternden Jubelruf in die Arme und halten einander wie für ewige Zeit. Es drängt sie in ihrer sie überkommenden Leidenschaft, sich aufzuleben gegen Welt und Leben, Rechte und Gesetz, und es ist, als würden sie vutergehen im Meer ihrer wilden, verzweifelten Liebe.

Als Klaus sich endlich aus Christianten's ätzenden Armen löst und sie bewegungslos, wie ins Feste starrend, auf ihrem Blase blickt und er allein hinausgeht, sagt er leise, sich zu ihr zurückwendend:

"Ich komme heute Abend noch einmal, wenn dein Mann da ist, ich muß mit ihm reden."

Die Stunden bis zum Abend scheinen ihm ohne Ende. Er durchlebt im Geiste immer wieder, was er eben erlitt, und es legt sich eine große Besonnenheit auf sein Herz.

Sie hatten kaum ein paar Worte miteinander gesprochen, und er — weiß es, daß Christiane nicht glücklich lebt. Aber da läßt ihn jetzt nichts mehr für sein Leben fürchten; er hat gefühlt, wie sich in ihre Umgebung ein hoffnungsloser Wüchse mischte.

Es ist schon zu weit vorgeschritten Stunde, als Klaus bei Festig und Christiane eintritt. Doch sie ihrem Gatten, auf dessen alles er sagt hat, was zwischen ihnen beiden vorliegt, füllt er im ersten Augenblicke, und so geht er mit sicheren, erschlichen Worten Festig entgegen; aber der unterbricht mit seinem Empfinden die für einen Mann so niederdrückende Beichte seiner Schwäche.

Christiane steht in ihrem schlichten, dunkelblauen Kleide neben ihrem Mann, unglücklich lieblich in der ihr geliebten Mädchenhaftigkeit ihrer Erscheinung. Ihre schönen Augen wiegen die Stille ihrer Seele wieder und sie ist es sich nun wohl bewußt, welchen Weg allein sie zu gehen hat.

"Klaus," sagt sie mit ergreifender Serlichkeit im Tone, "ich weiß es, worauf du hierher gekommen bist, und wenn ich wirklich noch vor kurzer Zeit an die Möglichkeit eines neuen, ganz andern Lebens dachte, an die Verwirklichung einer Welt, die bis jetzt — nur in meinem Herzen bestand, es ganz erfüllte — die letzten Stunden mit meinem Festig lebten es mich verleben, zu wem ich bis über den Tod hinaus einzig und allein gehöre, sie lehrten es mich, ein edeliches Band als ein unauflösliches anzusehen. Ein neues Leben muß ich wohl auch anfangen, aber es set nun endlich nur dem Glücke meines Festig heimlich; jetzt erll soll er in mir eine zufriedene, heitere, dankbare Gemüthrin finden. Und uns, Klaus, uns alle drei binde eine innige treue Freundschaft an einander."

Ein tapferer, ehrliebes Wille leuchtet aus ihren Augen, und per wird sie nicht mehr werden lassen, bis sie's ganz überwand. Sie hat den einen Arm um Festig's Nacken geschlungen, während sie die rechte Hand Klaus entgegenschleudert, oder er sieht sie nicht im dichten Tränenregenschleier seiner Augen.

Su beiden herabgebeugt sagt er leise: "Es ist für mich noch lange nicht die Zeit ruhiger Freundschaft gekannt, da du seit meiner frühesten Kindheit meines Herzens einziger Liebling warst — aber ich verheiß, was da jetzt thut, ich möchte dich wohl gar nicht anders haben — ich sehe dich vielleicht nicht mehr wieder, Christiane, denn ich gehe heute bald wieder nach England zurück — nun — für — immer —"

Festig hat jetzt die Weiden verlassen; er will nicht, daß sie den letzten Abschied von einander nehmen, wenn er dabei ist, aber sie machen ihn kurz; schmerzlang, liegen ihre Hände zusammen, tauchen ihre Blicke ineinander und dann ist Christiane allein.

Schon am nächsten Tage befindet sich Klaus auf der Rückreise nach London; als er sich bei seinem Vorgesetzten meldet, soll er mit einem schmerzlichen Bufen um seine Lippen zu ihm:

"Dr. Leumoore, ich bin für immer vom Seimwe gebellt und werde mich jetzt mit gleichmäßiger, durch nichts zerplitterter Kraft meinem Berufe hingeben."

"Ist's die alte Geschichte?" fragt Leumoore theilnehmend und legt seine beiden Hände auf des jungen Mannes Schultern, "nun, eine neue Heimath finden Sie in meinem Hause."

C u d e

